

Zur Frauenfrage

Autor(en): **Holz, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **12 (1905)**

Heft 35

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Andererseits ist bekannt, wie der Dichter Schiller auf der Mittagshöhe seines Schaffens, in seinen letzten Lebensjahren, vorzugsweise katholische Stoffe behandelt hat, in den Balladen wie in den großen dramatischen Spielen. Tat er dies auch nicht aus religiöser Überzeugung, so tat er es, weil er in den katholischen Stoffen am meisten Schönheit, Poesie, Idealität gefunden, und so hat er wie Goethe, Wieland und Lessing, dem Katholizismus die herrlichste Huldigung dargebracht.

Wir wollen an einem Baume nicht aller Arten Früchte pflücken, und so kann uns Schiller nicht alles in allem sein, vorab kein Evangelium, aber es bleibt an ihm noch genug, das wir bewundern und feiern: es bleibt der Mensch, der liebenswürdig, männlich stark, edel und sittlich groß dasteht; und es bleibt der Dichter, der volkstümliche und nationale, der ideale und hochstrebende Dichter, der Dichter, der im „Wilhelm Tell“ unserm Land und Volk, unsern Vätern und Helden, unserer nationalen Sage und Geschichte ein Denkmal gesetzt, wie kein Volk, kein Land der Erde ein schöneres besitzt, und darum bringen wir Schiller dankbar unsere Huldigung dar.“

Soweit der verehrte Hochw. Hr. Professor, dem wir die Erlaubnis zum Abdrucke des gediegenen Vortrages hiemit bestens verdanken. Damit scheiden wir vom Schillerjubiläum.

Kl. C. Zur Frauenfrage.

Von G. Holz.

[Nachdruck nicht gestattet.]

Die sogenannte moderne Frauenfrage ist durchaus nicht so modern, wie sie scheint. Das Altertum kannte das „Überweib“ grade so gut wie die Neuzeit. Zu Neros Zeiten wenigstens wurde in Rom nicht weniger von der Emanzipation des Weibes und seiner Gleichstellung mit dem stärkeren Geschlecht geredet, als heutzutage. Zwar sah man auf dem römischen Forum zur Kaiserzeit weder ein- noch zweifitzige Damenräder, und die römischen Modejournale machten keine Vorschläge für die zweckmäßigste Damenbekleidung zur Automobilfahrt. Aber abgesehen davon, daß damals die Emanzipierte ihren mit Straßen bespannten oder je nach Geschmack von gezähmten Löwen oder Pantheren gezogenen Phaëton hoch vom Bock aus kutschierte (Propert. 4, 8, 15 ff.; Plinius 8, 21), gibt es heute keine Überspanntheit auf dem Gebiete der Frauenerhebung, welche nicht von den „Modernen“ der alten Welt weit überboten worden wäre.

Ihr Ehrgeiz ging wie heute dahin, die Männerwelt sowohl an körperlicher wie geistiger, weniger moralischer, Kraft zu übertreffen. Die römische Salondame schämte sich förmlich ihrer weiblichen Natur, und es gab fast nichts, das sie nicht mit Begeisterung ergriff, sobald dadurch irgend ein ursprünglich dem Mannervolk eigener Sport nachgeäfft und überboten werden konnte. Das zeigt sich zunächst auf dem Gebiet des Mädchen- und Damenturnens. Während in Athen nicht nur Mädchen (Theocrit 18, 22 f.), sondern, wie es Aristophanes und Xenophon ausdrücklich bezeugen, auch Frauen öffentlich unter militärischem Kommando turnten, fand in Rom diese Mode erst verhältnismäßig spät Eingang. Von den Kaisern war es erst Domitian, der nach dem Berichte des Suetonius (Domt. 4) sich für diese Sitte erwärmte. Was die Früchte sein mußten, konnten die Römer aus den Schriften Platos (Leg. 1, 637; 6, 781), Aristoteles (Reth. 1, 5, 6) und des Euripides (Androm. 595 f.) wissen, welche alle mit Abscheu gegen jenes Treiben loszogen. Aber was galten der emanzipierten Römerin die Moralpauken griechischer Philosophen?

So erlebte man denn schließlich in Rom, daß es zum guten Ton der gebildeten Damen gehörte, selbst die Schönheit dem Sport zum Opfer zu bringen; nach Fechter- und Gladiatorenart wurde der Leib täglich mit Harz und Fett eingerieben (Juvenal 6, 246), dann mit Sand bestreut (Martial 7, 65), mit Beinschienen, Pauthemden, Panzer und Sturmhauben bewehrt (Juvenal 6, 252), um dann in der Fechtschule sowohl gegen das hölzerne Gestell als auch gegen lebendige Partner ringend und raufend loszugehen.

Aber nicht bloß zum Spiel wollten die Amazonen ihre Kunst erlernen. Zunächst mußte im häuslichen Kreise das Gefinde, oft auch der Hausherr (Juvenal 4, 474) die Schlagfertigkeit des geübten weiblichen Armes genießen. Häufig auch ritt sie den Soldaten zu den Manövern nach, um an ihren Exerzitien und Wettrennen teilzunehmen (Tacitus, Annal. 2, 25), oder sie ging zur Abwechslung, um von sich reden zu machen, mit einem Gladiator durch (Juvenal 6, 105).

Aber auch diese „Übermoden“ waren schließlich nicht mehr jugkräftig. Männer aus den ersten Familien waren Gladiatoren geworden, warum sollte ihnen das emanzipierte Weib nicht ebenfalls auf der Arena zu imponieren suchen? Und so sah denn Rom Frauen und Töchter seiner ruhmvollsten Geschlechter in den Sand der Amphitheater hinabsteigen, um dort mit dem professionsmäßig abgerichteten Abschaum der Menschheit und wilden Bestien, die noch besser waren als jene, sich herumzuschlagen (Dio. Cass. 61, 17; Tacit. Annal. 15, 32).

Das waren in Rom die Frauen „von großem und starkem Herzen“,

wie man im Zeitalter der Pompadour sagte. Aber sie wollten auch Frauen „von Geist“ sein, und deshalb sollte das Weib auch auf dem Gebiete der Wissenschaft den Mann überbieten. Bei dem, was im Zeitalter Neros als Wissenschaft und Bildung galt, war dieser Ruhm nicht schwer zu erreichen. Schöngesteirerei, etwas oberflächlicher Firnis, die notwendigsten Phrasen für die Literatur- und Theaterunterhaltungen, pridelnde Poesie und Musik, damit war der Begriff Bildung bei der damaligen Gesellschaft bereits umgrenzt. Da saß denn die römische Dame, wenn sie nicht ihren Leibesübungen nachging, den halben Tag vor ihrem Instrument (Plinius, ep. 4, 19; Juvenal 6, 379) und marterte mit ihrem Geklimper ihre Umgebung. Der Mann lag sterbend daneben; die Dame aber saß im Salon inmitten ihrer zahlreichen Musikfreunde (Manilius 4, 527; 5, 329).

Doch der Ehrgeiz trieb weiter. Die geistreichelnde Dame hielt sich ihren Hofmeister, der ihr, wenn sie Toilette machte oder Langeweile hatte, Vorlesungen über Mathematik, Ethik usw. halten mußte. Bücher pflegten diese wissensdürstigen Weiber kaum selber zu lesen; nur vielleicht Platos Republik, darin einiges über Aufhebung der Ehe zu lesen war, oder Vergil, der den Selbstmord so großartig verherrlichte (Seneca Consol 17, 4; Epictet. Frag. 53).

Auch Juristerei und Diplomatie stand auf der Tagesordnung. Wie reizend auch, sich in die Entschlüsse der Staatslenker einmischen, oder in Erbschafts- und Ehescheidungsprozessen die eigene Sache persönlich verteidigen zu können! (Juvenal 6, 244; Tacit. Annal. 3, 33.)

Die stärkste Seite der römischen Lebendamen war aber — und wie sollte es auch anders gewesen sein — die geheime Wissenschaft des Spiritismus, der Hypnose, des Geisterbeschwörens und Tischrückenens, durchsetzt mit asiatischen Abscheulichkeiten: Unzucht, Giftmischerei, Kinderopfer (Horat. Epod. 5, 12). Mit wahrer Leidenschaft huldigte die gebildete Damenwelt Rom's diesem Unwesen, bis schließlich die Polizei, freilich vergebens, sich darein legen mußte.

So war die feine römische Emanzipatortinsheldin in ihrem äußeren Bildungsgang in die Kloakenatmosphäre des Gladiatorenentums und durch ihre geistige Bildung in die Trug-, Mord- und Unzuchthöhlen der Zauberinnen geraten. „Wie konnte es anders kommen, als daß diese Frauen mit Verachtung auf die einst so hoch in Ehren gehaltene Arbeitamkeit im eigenen Hause herabsahen?“ So meinte damals Juvenal (2, 54), gewiß kein zimperlicher Charakter. „Wie“, fragt er, „wie soll sich ein solches Leben mit Keuschheit vertragen?“ (6, 252).

Und abermals: „Wie hätten sie es über sich bringen mögen, die mühevollen demütigen Pflichten der Mutter zu versehen?“ (6, 592).

Könnte der Dichter diese Worte vielleicht auch an die emanzipierten Damen des 20. Jahrhunderts richten?

Aus dem Kanton St. Gallen.

Am 10. August tagten in Rorschach die Bezirks-Kassiere des st. gallischen Lehrer-Sterbevereins, um über die Revision der Statuten zu beraten.

Bekanntlich wurde an der Delegierten-Konferenz des st. gall. Lehrervereins dieses Traktandum behandelt und hielt Karrer in Straubenzell ein diesbezügliches Referat, in welchem er die Lage unseres Sterbevereins, nach den Erfahrungen anderer gleichartiger Vereine, ziemlich trübe schilderte. Schon in der darauffolgenden Diskussion nahmen jedoch einige Botanten eine ganz andere Stellung ein, und als nach langer Diskussion keine klare Situation geschaffen wurde, überwies die Delegierten-Konferenz die Sache an die Herren Bezirks-Kassiere, als die eigentlich befugte Instanz.

Die Bezirks-Kassiere folgten fast vollzählig der Einladung nach Rorschach, und unter dem Präsidium von Kassier Muggler, Rorschach, wurde in mehr als dreistündiger Beratung eine teilweise Revision beschlossen.

Da die in dieser Beratung zu Tage getretenen Gesichtspunkte nicht nur für die st. gallische Lehrerschaft von Interesse sind, seien sie in Kürze skizziert.

Es standen sich eigentlich immer gegenüber die Ansichten von Karrer und diejenige der Tablater-Konferenz, vertreten durch F. Hangartner, Rotmonten.

Da der Letztere die bisherigen Statuten im Prinzip gutheissen wollte, sei, entgegen dem Gebote der Bescheidenheit, zuerst sein Standpunkt kargelegt.

Der Lehrer-Sterbeverein ist gegründet worden, um beim Ableben eines Kollegen den Hinterlassenen mit einem finanziellen Beitrag, per Mitglied Fr. 1. —, abzüglich die geringen Verwaltungskosten, helfend und tröstend beizustehen. Keiner dachte daran, damit ein gutes Geschäft zu machen, jeder freute sich, wenn er helfen konnte, die Not armer Hinterlassenen zu mildern, ohne daß zuerst, wie das früher oft der Fall, eine Bettel-Kollekte oder eine Gant der Bibliothek, veranstaltet wurde. Auf dieser idealen Grundlage wurde der Verein gegründet und hat sich die Mitgliederzahl zuerst langsam, innert den letzten 10 Jahren jedoch rasch vergrößert, so daß jetzt rund 600 Mitglieder demselben angehören. Die eintretenden Mitglieder rekrutierten sich fast ausschließlich aus den jüngeren Lehrern, denen es ältere Kollegen sozusagen als moralische Pflicht ans Herz legten, diesem wohlthätigen Vereine beizutreten. Wenn ein Mitglied alt wird, was ja alle wünschen, hat es vielleicht eine kleine finanzielle Einbuße erlitten, jedoch es hat mit den Franken, die es unvermerkt bei Anlaß der Konferenzen geopfert, manches Leid gemildert.

Von diesem kurz dargelegten Standpunkte aus betrachtet, muß und wird der Sterbeverein eine Institution sein und bleiben, die viel Kummer und Leid stillt und keinem wehe tut.

Doch nun der von Karrer verfochtene Standpunkt.

Zuerst sei vorausgeschickt, daß Kollega Karrer nicht beabsichtigt, unserm Verein zu schaden, im Gegenteil, er ist ein eifriges Mitglied desselben und wirkt als Bezirks-Kassier in einem Bezirk, dessen sämtliche Primarlehrer Mitglieder sind.